

Artikel aus der Süddeutschen Zeitung vom 15.11.2014 von Carolin Emcke

Interessante Gedanken zum Thema Toleranz

Neulich, beim Einsteigen ins Flugzeug, entstand jene Sorte Nähe zu wildfremden Menschen, die einem ungefragt deren Unterhaltung aufnötigt. Es war früher Nachmittag. Der Abflug hatte sich verspätet. Alle schoben dicht gedrängt dem Ausgang zu, als einer der Geschäftsleute in der Schlange hinter mir zu seinen Kollegen sagte: "Also, ich mach jetzt mal vier Tage Homo..."

Wie bitte? Schlagartig interessierte mich nun ihr Gespräch. Was war das für ein Konzept? Vier Tage hetero-, vier Tage homosexuell? Eine Art Rotationsprinzip für sexuelle Orientierung? Grandiose Vorstellung. Umgehend malte ich mir aus, wem ich einmal eine solch viertägige Exkursion wünschen würde. Ich fragte mich, ob das ginge, ob sich so einfach mal eine andere Sexualität leben ließe. Ob ich "mal vier Tage heterosexuell" leben könnte? Und wenn nicht, warum nicht?

Wie wäre das für andere individuelle Neigungen oder Merkmale einer Person? Vier Tage Bayern Fan - da wüsste ich immerhin, welche Tage ich mir aussuchen würde - und vier Tage Anhänger der Münchner Löwen; vier Tage Hedgefonds-Manager, vier Tage LKW-Fahrer. Welche Präferenzen der eigenen Person, der Identität, ließen sich ablegen, welche ließen sich wandeln? Ich stellte es mir leichter vor, vier Tage als gläubige Katholikin zu leben, als auch nur zwei Tage als Helene-Fischer-Fan. Definitiv leichter. Ist also Glaube leichter austauschbar als musikalischer Geschmack? Oder geht das nur deshalb so einfach, weil ich wüsste, dass ich nach vier Tagen wieder heraustreten könnte aus dieser Erfahrung?

Toleranz geschieht in gütiger Herablassung. Sie bedeutet keine Gleichberechtigung

Schwieriger wäre das bei unfreiwilligen Besonderheiten einer Person, die mit Einschränkung oder Ablehnung einhergehen: vier Tage gehörlos, vier Tage hörend; vier Tage hämophilie-krank, vier Tage gesund. Wie würde einen das verändern? Was ließe sich lernen über die Gesellschaft, in der wir leben?

Wer in den vier gehörlosen Tagen erstmals in einem Hotelzimmer mit einem Fernseher ohne Untertitel-Funktion landet, wer in seinen vier Tagen als dunkelhäutig erstmals erlebt, wie einem nicht-schwarze Deutsche ungebeten in die Haare fassen als sei man ein kuscheliges Tier im Streichelzoo, wer in seinen vier Tagen als Jude mit Kippa auf der Straße angepöbelt wird, wer in den vier Tagen als Mutter eines Kinds mit Downsyndrom gefragt wird, warum man es denn nicht habe "wegmachen" lassen als sei es ein Fleck und kein Mensch, der oder die entdeckt womöglich Normen, die vorher gar nicht als Normen erkennbar waren. Wer mit seinem Körper, seiner Art zu lieben oder zu glauben, den Normen entspricht, kann es sich leisten zu bezweifeln, dass es sie gibt.

Was ließe sich durch das Eintauchen ins Leben der Anderen nicht nur von deren Ängsten und Verletzungen verstehen, sondern auch von deren Glück und Heiterkeit! Das Spiel mit dem Perspektivenwechsel und der Frage, welche Identität aus Wunsch und welche aus

Zuschreibung entsteht, erklärt vielleicht, was an der gegenwärtigen Debatte über Toleranz so unerfreulich bleibt.

Toleranz ist immer Toleranz gegenüber etwas, das man ablehnt. Sie artikuliert sich als gütige Herablassung, als Geste einer Mehrheit, die eine Minderheit duldet, aushält, wider Willen. "Toleranz", schreibt die amerikanische Politikwissenschaftlerin Wendy Brown, "reguliert Aversion". Das ist, wenn man das Objekt der Toleranz sein soll, nicht nur zu wenig, das ist oft auch übergriffig. Warum soll ich toleriert werden, wenn ich schwarz bin oder jüdisch oder intersexuell? Warum sollte es überhaupt für andere eine Rolle spielen?

Wir sind alle, jeden Tag, konfrontiert mit einer Vielfalt von individuellen Identitäten und Überzeugungen. Jeden Tag begegnen wir Menschen, die sich von uns in vielfältigen Hinsichten unterscheiden. Manche dieser Weisen, anders auszusehen, anders zu leben oder anders zu denken sind uns vertraut, manche nicht.

Gerade bei dem, was mir noch nie oder selten begegnet ist, unterlaufen mir Fehler, Ungeschicklichkeiten, nicht willentlich, sondern aus mangelnder Übung. Als ich aus Europa in die Vereinigten Staaten zog und erstmals in einem Seminar an der Universität verschiedenen asiatischen Studentinnen gegenüber stand, konnte ich sie anfangs nicht unterscheiden. Wenn sie direkt vor mir saßen, war es eindeutig. Aber wenn sie hinterher einzeln zu mir in die Sprechstunde kamen, wusste ich sie nicht auseinanderzuhalten. Natürlich ließ sich das lernen. Aber es war beschämend.

Über viele Andersartigkeiten weiß ich schlicht zu wenig: Ich weiß nicht, wie ich manche Menschen ansprechen soll. Ich weiß noch nicht einmal, ob sie überhaupt als "anders" wahrgenommen werden möchten oder eben gerade nicht, ob sie stolz sind auf die Differenz oder ob sie ihnen bedeutungslos erscheint. Ich weiß immerhin dadurch, dass auch ich zulassen muss, befragt zu werden über das, was anderen vielleicht an mir als selten oder ungewohnt erscheint. Aber ganz gleich wie selten, ganz gleich wie anders als andere: Jedes Miteinander setzt Akzeptanz und Gleichberechtigung voraus.

Mir sind Wagnerianer so fremd wie Karnevalisten, mich erstaunen schlagende Verbindungen so sehr wie Strick-Zirkel, aber ich würde ihnen nie ihre Rechte absprechen. Ich bin Borussia-Dortmund-Fan, durch und durch, mir ist rätselhaft wie man Schalke-Fan sein kann. Aber ich würde doch niemals auf die Idee kommen, Schalke-Fans das Adoptionsrecht für Kinder zu untersagen oder Karnevalisten aufzufordern, ihre Passion doch bitte im Privaten auszuleben. Menschen müssen mir nicht ähnlich sein, damit ich ihre Würde für unantastbar und ihre Rechte für unveräußerlich halte.

Ich war so versunken in mein Gedankenexperiment, dass ich einen Teil des Gesprächs in der Warteschlange verpasste. Als ich wieder zuhörte, sagte der Mann hinter mir, dass er nun vier Tage von zu Hause aus arbeiten würde. "Homo" hieß "Home Office". Schade eigentlich.